

Fridolin Hofers Poesie [Schluss]

Autor(en): **Herzog, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **5 (1919)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524393>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 26. Jahrgang.

Sür die
Schriftleitung des Wochenblattes:
J. Troxler, Prof., Luzern, Willenstr. 14

Beilagen zur Schweizer-Schule:
Volkschule — Mittelschule
Die Lehrerin

Geschäftsstelle der „Schweizer-Schule“: Eberle & Rickenbach, Einsiedeln.
Schriftleitung der „Schweizer-Schule“ Luzern: Postcheckrechnung VII 1268.

Inhalt: Fridolin Hofers Poesie. — Widersprüche. — Luzerner Lehrerbefolgungen. — Protest der preussischen Bischöfe gegen die Entchristlichung der Schule. — Schulnachrichten. — Lehrerzimmer. — Bücherschau. — Preßfonds. — Inserate.
Beilage: Die Lehrerin Nr. 1.

Fridolin Hofers Poesie.

(Von Dr. F. A. Herzog.)

(Schluß.)

Nun sollte ich eigentlich ein Gedicht Hofers analysieren. Da will ich mich an die Krone seiner Schöpfungen wagen, denn dafür halte ich das Gedicht: Die Nußbäume.

Lieblinge meiner Vergemeinschaft,
o wie füllt ihr die Seele mit Wohlgefallen.

Wie Klangfest der Anruf „Lieblinge“, ein Daktylus. Und dann die vier langen Silben: „Vergemeinschaft“, zuerst ein erst-, dann ein schwach-zweitbetonter Spondäus. Wie anschaulich malt die Musik dieses Rhythmus die Einsamkeit hoch droben auf dem Berge, inmitten der langhingezogenen Wiesen und Wälder, wo die Stille einherstreitet und mit weicher Hand über die Wimpern deiner Augen streicht, dich entrückt aller Menschenorgen, die drunten im Tale die Herzen peitscht. Aber es liegt auch viel Wehmut drin, Fernweh und ein Suchen nach der Geschwisterseele. — Aber dann, wie getröstet, wie leuchtenden Auges das Anapästepaar: O wie füllt — ihr die Seele. Und das ruhige aufatmende: „mit Wohlgefallen“; es klingt infolge der überzähligen Silbe ganz trochäisch aus: Genügen bietend und andauernde Seligkeit. Dann folgt das auchzende Schildern:

Alabaster die Stämme, die Kronen — und schattend
breit

das schöne Oval der Blätterhände.

Zuerst wieder freudige Anapäste und dann ein Ausklingen in ruhigem Jamben, die im Gegensatz zu den Anapästen den weiten Umkreis des Schattens im Tonfalle wiedergeben.

Berge versinken; ausblaut der Himmel, das Meer glänzt weit;
mir ist, ich wandle in südlichem Gelände
durch Tempelhallen.

Des Dichters Auge hat sich in stiller Seligkeit geschlossen, um sie ganz anders zu öffnen. Die Alpen sind hinter ihm in den Horizont versunken, oder er hat sich so weit gehoben, daß er sie überblickt und sie sich wie eine leichte Hügelreihe, den Ausblick nicht mehr hindernd, in die Fläche ducken — und statt des grauen Nordlandhimmels wölbt sich ein blaues Himmelsdach über ihm, und vor seinen Augen breitet sich unübersehbar das Meer, die stahlblauglänzende Flut. Und dem Dichter ist's, als stehe er in Italien und, um das Italien, das er meint, zu kennzeichnen, sagt er: er wandle durch Tempelhallen. Es ist nicht das neue Italien, nicht das mittelalterliche,

sondern das spätclassische der Römerzeit. Warum seine Seele diese Südländsreise macht?

Denn eurer (der Rußbäume) Ahnen sonnenselige,
klare
Heimat war Italien. Dort um das wunderbare
Bildwerk in Trümmern, heiligen Marmors Gestein
schlangen die Wurzeln sie, umrankt vom blühenden
Wein.

Mit diesen Worten zaubert Hofser ein gedanken- und poesiereiches Bild herauf: das Italien der Völkerwanderung, als die italienischen Benediktinermönche von dem in ihre Arche geretteten klassischen Kulturschatz den Völkern über den Alpen mitteilten und etwa auch die Rußbäume zu uns brachten, als die Tempel in Trümmern lagen und die werdende Wildnis ihre sphingischen Tazen darüber legte. Da zeichnet Hofser ein Bild, das auch Göthe so angezogen hatte, daß er sich, inmitten einer solchen Landschaft hingelagert, malen ließ.

Das Bild wird noch lebendiger, seelischer:
In ihrem Schatten ruhten die Ziegenherden,
die langgehornten, mit zottigem Blicke.
Und es geschah, daß der Hirt, am grellen Mittag
vom Dämon bebrängt, auf einem verwitterten Fries
erschauernd sah lebendig werden
die kinderfäugende Wölfin der Sage.

Ein Relief am verwitterten Fries eines zerstörten Heidentempels zeigt die Wölfin, die Romulus und Remus aufzog, die Gründer Roms. Der Mittagsdämon hat den Hirten erfaßt — es ist der uralte Pan — und welche Fülle liegt in der Poesie des Mittags, der sonnenwabernd über den Fluren wuchtet.

Ich will da zwei Gedichte zu Hilfe nehmen, die den Mittagszauber uns nahe bringen:

Die Amsel schweigt. Ringsum kein Menschenlaut,
nicht eine Regung auf der Wipfel Rund,
wo lastend nur und schwer die Schwüle braut,
und Schätze tauchen aus der Erde Schoß
und baden sich im heißen Sonnenlicht.
Im Roggenfelde steht die Ruhme auf,
alt und verwittert ist ihr Angesicht.
Der große Pan, der längst schon tot, erwacht.
sein zottig Haar, sein spitzig Ziegenohr,
es taucht gespenstisch aus dem Unterholz
und aus des Waldes Schweigsamkeit empor.
Die Weidenflöte hält er an den Mund
und bläst und bläst, doch es erwacht kein Ton.

So singt Marie Perbert. Und Hermann Ringg spricht dasselbe in seinem klangvollen Sonette aus:

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
auf Tal und Höh in Stille sich gebreitet.
Man hört nur wie der Specht im Lannicht scheitelt,
und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als sucht' er Kühle,
die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
der Schmetterling von seinem Blumenpfähle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
den Fischer weckt. Der Jäger hört ein Bachen,
und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

So neckt auch den Hirten auf dem verwitterten Fries der Mittagsdämon und gaukelt ihm uralte Mären vor. (Eichendorff hat diesen Gedanken auch im Marmorshloß zugrunde gelegt.)

So durchwandelt die Seele des Dichters Italien, Urzeit, Blüte und Verödung miterlebend. Und darin liegt eben der Hauptinhalt der Poesie, daß sie nicht alles sagt, wie ein Lexikon, sondern daß jedes Wort ein Guckloch sei in weite Fernen, die selber wieder Poesie sind. Damit ist aber gesagt, daß ein gut Teil der modernen Poesie, eben auch Fridolin Hofers, nicht allen zugänglich ist, da sie in ihnen keine Erinnerung wachrufen kann, da das Wachzurufende nicht von der Seele vorher erlebt worden ist. Wer aber nun einmal gemerkt hat, daß man von einem Gedichte solche poetische Gucklöcher verlangen darf, wer auch zwischen den Zeilen lesen will, der greift nur mit Zaudern zur Didaktik, so gut auch diese in ihrer Nummer ist. Und Didaktik ist im Grunde alles, was belehren will, statt erfreuen. Ich sage „will“; denn Ende aller Enden belehrt jedes gute Gedicht, selbst die „Rußbäume“ von Fridolin Hofser; sagt es doch dem Leser, daß die Rußbäume von Italien gekommen seien, wo es marmorne Trümmer von uralten Tempeln gebe und eine Sage von einer kinderfäugenden Wölfin, und etliches mehr! Aber wenn ich Poesie lesen will, will ich nicht Belehrung, sondern Genuß, ansonst greife ich zu den dicken Büchern der Wissenschaft.

Nun aber wieder zurück zum Gedichte. Der Dichter schließt sein Poetenaug wieder mit einem Zauberdruck, um es wieder dem wirklichen Leben zu öffnen. Immer noch steht er unter dem weiterschattenden Dach der

Rußbäume, aber voll dessen, was sie ihm erzählten, und dankbar redet er sie wieder mit den Worten des Eingangs an:

Liebliche meiner Bergesamkeit,
o wie füllt ihr die Seele mit Wohlgefallen!

Und nun weiß der Leser, warum sie seine Lieblinge sind, und er wird die Daktylen und Anapäste und Spondäen so lesen, wie der Dichter sie gesprochen; denn hoffentlich hat er mit ihm gefühlt, Wort für Wort, nicht hastig nach dem Romanende eilend, nicht flüchtig, wie die heutige Vielschreiberei und Viellejerei nicht mehr auf die Worte

hören und bauen lehrt, sondern so wie jene Zeit jedes einzelne Wort schätzte, als man noch auf Stein und Erz und purpurnes Pergament schrieb, und man sich noch Zeit und guten Willen nahm, herauszufinden, was der Verfasser meint, und nicht, paßt es mir oder nicht, was kann ich gar dagegen einwenden. Aber allerdings, in der Zeit der Phrasen ist man sich des tiefen Denkens oft nicht mehr gewohnt und muß der stille Genuß von vielen erst wieder gelernt werden.

Widersprüche.

Die Kriegszeit brachte uns im Schulleben eine Menge Widersprüche. Nur ein paar Beispiele. Vor dem Kriege und noch in den ersten Kriegsjahren konnte man nicht genug tun mit der Betonung der körperlichen Erziehung, als ob sie das Non plus ultra aller Erziehung wäre. Man reglementierte von Bern herab bis in das letzte Bergdörfchen hinaus, befahl die Erstellung von Turnplätzen, die Anschaffung von Turngeräten u. Und jetzt stehen schon viele Duzende von Turnhallen zu Stadt und Land schon Monate lang unbenützt da, weil die Lehrer im Militärdienst sich befinden, während Hunderte und Tausende von Stellenlosen gerne den Grenzdienst besorgen würden, nur damit sie ihr Auskommen hätten. In den Städten belegte man die Schulhäuser und Turnhallen mit Militärs, obschon große Hotels daneben seit Jahren vollständig leer dastehen. Auf einmal ist alle Notwendigkeit zum Turnen verpufft und verduftet. Auch die Grippekranken konnte man nirgends besser unterbringen als in Schulhäusern, während doch Tausende von Fremdenbetten in den Hotels bereit gestanden wären für unsere Soldaten, wenn man nur gewollt hätte, wie man sie den ausländischen Internierten zur Verfügung stellte.

Dafür wurde der Schulbetrieb auf die Hälfte reduziert. An einen geregelten Unterricht ist nicht mehr zu denken. Die entstandenen Lücken lassen sich nie mehr nachholen. Der Nachteil für die gesamte Jugend wird ein bleibender sein. Vielerorts überhastete man den Schulbetrieb und meinte, auch in der halb so langen Zeit ebenso viel „durchnehmen“ zu können als in normalen Jahren. Dafür aber ist

alles nur Firnis: ein gehöriges Fundament fehlt.

Die Schuld an diesem Rückschlag wird man doch einfach dem Kriege zuschieben können! Oder nicht? Wäre es wirklich nicht möglich gewesen, von höchster Stelle aus das Schulleben etwas mehr zu berücksichtigen?*) — Man führte von Bundeswegen den Schulzwang ein. Wenn ein Kind nur einen halben Tag wegblieb, mußte dafür eine schriftliche Entschuldigung aufs Tapet. Wenn aber durch ungeschickte Maßnahmen vielen Tausenden von Kindern auf Monate hinaus der Schulbesuch verunmöglicht wird, ist dann keine Entschuldigung angezeigt? Man glaube ja nicht, daß das Volk solche Inkonsequenzen nicht herausfühle. Die Lehrerschaft wird darunter noch genug zu leiden haben.

Es gab auch eine Zeit, da die Hygieniker nicht genug tun konnten mit ihren Forderungen über Schulbäder, Untersuchungen, Messungen, Verordnungen gegen Hausaufgaben. Jetzt ist auf einmal die Hygiene in die Ferien gegangen. Schulbäder wurden eingestellt, weil man keine Kohlen mehr hatte. Die Kinder müssen die mangelhaft gereinigten Schulhäuser besuchen, wo vorher grippekrante Soldaten dicht nebeneinander lagen.

Der Schrei nach dem staatsbürgerlichen Unterricht, der die letzten Jahre im ganzen Schweizerlande und draußen in Deutschland ertönte, hat heute seine Wirkung verloren. Wenn es den obersten Staatslenkern an Kraft und Mut gebricht, einem terroristischen Gesindel die Stirne zu bieten und es auch nur zur Hälfte jene eiserne Faust fühlen zu lassen, die man zur Zeit des Kulturkampfes un-

*) Für 1919 wurden die Lehrer vom Militärdienst dispensiert.